

Koordination sowie Übersetzung der französischen Briefe
Barbara Wiedemann

Briefwechsel
Ingeborg Bachmann – Paul Celan

"Herzzeit"

Erste Auflage 2008
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Libro, Kriftel

Druck: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42033-1

2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

1 Paul Celan an Ingeborg Bachmann, Gedicht und Widmung in Matisse-Bildband, Wien, 24. (?) 6. 1948

In Aegypten
Für Ingeborg

- 7 Du sollst zum Aug der Fremden sagen: Sei das Wasser!
 -Du sollst, die du im Wasser weißt, im Aug der Fremden suchen.
 -Du sollst sie rufen aus dem Wasser: Ruth! Noemi! Mirjam!
 Du sollst sie schmücken, wenn du bei der Fremden liegst.
 Du sollst sie schmücken mit dem Wolkenhaar der Fremden.
 Du sollst zu Ruth, zu Mirjam und Noemi sagen:
 Seht, ich schlaf bei ihr!
 Du sollst die Fremde neben dir am schönsten schmücken.
 Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam
 und Noemi.
- Du sollst zur Fremden sagen:
 Sieh, ich schlief bei diesen!

Wien, am 23. Mai 1948.

Der peinlich Genauem,
22 Jahre nach ihrem Geburtstag,
Der peinlich Ungenaue

2 Ingeborg Bachmann an Paul Celan, Wien, Weihnachten 1948,
nicht abgesandt
Weihnachten 1948.

Lieber, lieber Paul!
 Ich habe gestern und heute viel an Dich, wenn Du willst, an uns
 gedacht. Ich schreibe Dir nicht, weil Du wieder schreiben sollst,
 sondern weil es mir jetzt Freude macht und weil ich will. Auch
 hatte ich vor, Dich in diesen Tagen in Paris irgendwo zu treffen,
 aber dann hat mich mein dummes eitles Pflichtbewußtsein hier

Ich sage mir – und sage es jetzt auch Max Frisch –, daß das, was zwischen uns getreten ist, nur ein Mißverständnis sein kann, ein schwer zu entwirrendes vielleicht, aber doch nur das.

Laß uns also versuchen, es gemeinsam aus der Welt zu schaffen. Ich glaube an Gespräche, Ingeborg. Ja, laß uns miteinander sprechen – ich bitte auch Max Frisch darum.

Alles Liebel

Paul

191 Ingeborg Bachmann an Paul Celan, Zürich, nach dem

27. 9. 1961, nicht abgesandt

Lieber Paul,

vor wenigen Minuten haben wir telefoniert – lass mich aber trotzdem auf Deinen Brief zuerst die Antwort versuchen. Ich weiss nicht, ob es Missverständnisse sind, die zwischen uns getreten sind oder etwas, das einer Aufklärung bedarf. Ich empfinde es anders: Einbrüche von Schweigen, ein Ausbleiben von den einfachsten Reaktionen, etwas, das mich hilflos macht, weil ich nur Vermutungen anstellen kann, mit denen ich mich verirren muss, und dann höre ich wieder von Dir, wie jetzt, höre, wie schlecht es Dir geht, und bleibe so hilflos wie in dem Schweigen und weiss nicht, wie herausfinden und wie ich jemals wieder lebhaft und lebendig werden kann Dir gegenüber. Manchmal weiss ich auch die Gründe sehr deutlich, ein paar Dinge, Vorkommnisse aus der schlimmsten Zeit im vergangenen Jahr, die ich nicht verstehe, auch heute noch nicht und die ich mich zu vergessen bemühe, weil ich sie nicht wahrhaben will, weil ich nicht möchte, dass Du sie getan, gesagt, geschrieben hast. Auch jetzt bin ich wieder erschrocken, als Du am Telefon mir sagtest, Du hättest Abbitte zu tun für etwas, ich weiss ja nicht, was Du damit meinst, aber mir ist schon wieder bang, weniger weil mich wieder etwas bitter machen könnte, als weil ich spüre, wie mutlos es mich zur Freundschaft macht, in einer, die hinausgeht über Mitgefühl und die Wünsche, dass sich alles zum Besseren wenden möge für Dich. Diese Gefühle sind mir zu wenig und sie müssen es ja auch für Dich sein.

Lieber Paul, das ist nun vielleicht wieder nicht die richtige Zeit, um einiges zu sagen, was sich schwer sagen lässt, aber es gibt ja die richtige Zeit nicht, sonst hätte ich es schon einmal über mich bringen müssen. Ich glaube wirklich, dass das grössere Unglück in Dir selbst ist. Das Erbärmliche, das von aussen kommt – und Du brauchst mir nicht zu versichern, dass es wahr ist, denn ich weiss es ja zu einem grossen Teil – ist zwar vergiftend, aber es ist zu überstehen, es muss zu überstehen sein. Es kann jetzt nur von Dir abhängen, ihm richtig zu begegnen, Du siehst ja, dass alle Erklärungen, jedes Eintreten, so richtig es auch gewesen sein mag, in Dir das Unglück nicht verringert hat, wenn ich Dich sprechen höre, kommt es mir vor, als sei alles wie es vor einem Jahr war, als gelte es Dir nichts, was dass viele Menschen sich bemüht haben, als gelte nur das andere, der Schmutz, das Hämsche, die Torheit. Du verlierst auch Freunde, weil die Menschen fühlen, dass es Dir weniger gilt, dass auch ihr Widerspruch nicht gilt, wo er ihnen vonnöten scheint. Der Widerspruch fällt leicht unglücklicher aus als das Einverständnis, aber nützlicher ist er manchmal doch, und seis auch nur, dass man für sich selber danach besser herausfindet, als die anderen, wo der Fehler liegt. Aber lassen wir die anderen.

Von den vielen Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, denen ich bisher ausgesetzt [war,] sind mir am schlimmsten immer die Du mir zugefügt hast – auch weil ich sie nicht mit Verachtung oder Gleichgültigkeit beantworten kann, weil ich mich nicht schützen kann dagegen, weil mein Gefühl für Dich immer zu stark bleibt und mich wehrlos macht. Gewiss handelt es sich für Dich jetzt in erster Linie um andere Dinge, um Deine Nöte, aber für [mich], damit es sich um sie handeln kann, in erster Linie um unsere Beziehung, damit das andere diskutierbar wird. Du sagst, Du möchtest uns nicht verlieren, und ich übersetze es mir in »Dich nicht verlieren«, weil diese oberflächliche Beziehung zu Max – ohne mich hättest Ihr Euch wahrscheinlich nie kennengelernt – oder mit andren Voraussetzungen, denen ich mehr Chance gebe als diesen durch mich geschaffenen Voraussetzungen – also sagen wir doch ehrlich, um einander nicht zu verlieren. Und ich frage mich eben, wer bin ich für Dich, wer nach soviel Jahren? Ein Phantom, oder eine Wirklichkeit, die einem Phantom nicht mehr

entspricht. Denn für mich ist viel geschehen und ich möchte der sein, der ich bin, heute, und nimmst Du mich heute wahr? Das eben weiss ich nicht, und das macht mich verzweifelt. Eine Weile, nach unserem Wiedersehen in Wuppertal habe ich geglaubt an dieses Heute, ich habe Dich, Du mich bestätigt in einem neuen Leben, so kam es mir vor, ich habe Dich angenommen, nicht nur mit Gisèle sondern auch mit neuen Bewegungen, neuen Leiden und Glücksmöglichkeiten die für Dich nach unserer Zeit gekommen sind.

Du hast mich einmal gefragt, was ich von der Kritik von Blöcker halte. Jetzt gratulierst Du mir zu meinem Buch, bzw. Büchern, und ich weiss nicht, ob da die Blöckerkritik eingeschlossen ist, die anderen Kritiken alle, oder meinst Du, dass ein Satz gegen Dich mehr bedeutet als dreissig Sätze gegen mich? Meinst Du es wirklich? Und meinst Du wirklich dass ein Blatt, das gegen mich hetzt, seit es besteht, das Forum z. B. daher seine Rechtfertigung bezieht, dass es sich, zu Deiner Verteidigung herbeilässt? Lieber, ich beklage mich sonst nie gegenüber jemand, über die Gemeinheiten, aber mir fallen sie ein, wenn die Leute, die dieser Gemeinheiten fähig sind, plötzlich sich auf Dich berufen. Du musst mich nicht missverstehen.

Ich kann alles überstehen durch Gleichmütigkeit, durch einen gelegentlichen Anfall im schlimmsten Fall. Es fiel mir nicht ein, mich an jemand zu wenden, um Hilfe, auch nicht an Dich, weil ich mich stärker fühle.

Ich beklage mich nicht. Ich habe, ohne es zu wissen, gewusst, dass dieser Weg, den ich einschlagen wollte, eingeschlagen habe, nicht mit Rosen eingfasst sein würde.

Du sagst, man verleihe Dir Deine Uebersetzungen. Lieber Paul, das war vielleicht das einzige, das ich ein wenig angezweifelt habe, ich meine nicht Deine Berichte, sondern ihre Auswirkungen, aber ich glaube Dir jetzt vollkommen, denn ich habe nun die Bösartigkeit der professionellen Uebersetzer auch zu spüren bekommen, mit deren Einmischung ich auch nicht rechnete. Man macht sich einen Witz daraus, über meine angeblichen Fehler zu sprechen, Leute, die was mich nicht kränken würde, schlechter Italienisch können und andre, die es vielleicht besser können, aber jedenfalls

Leute, die keine Ahnung haben, wie ein Gedicht im Deutschen aussehen sollte. Verstehst Du: ich glaube Dir, alles, alles. Nur glaube ich nicht, dass sich der Klatsch, die Kritik, auf Dich beschränken, denn ich könnte ebensogut des Glaubens sein, dass sie sich auf mich beschränken. Und ich könnte Dir beweisen, wie Du mir beweisen kannst, dass es so ist.

Was ich nicht kann: es Dir ganz beweisen, weil ich die anonymen und anderen Papierfetzen wegwerfe, weil ich glaube, dass ich stärker bin als diese Fetzen, und ich will, dass Du stärker bist, als diese Fetzen, die nichts, nichts besagen.

Aber das willst Du ja nicht wahrhaben, dass dies nichts besagt, Du willst, dass es stärker ist, Du willst Dich begraben lassen darunter.

Das ist Dein Unglück, das ich für stärker halte als das Unglück, das Dir widerfährt. Du willst das Opfer sein, aber es liegt an Dir, es nicht zu sein, und ich muss denken an das Buch, das Szondi schrieb, an das Motto, das mich getroffen hat weil ich nicht anders konnte, als an Dich denken. Gewiss, es wird, es kommt, es wird jetzt von aussen kommen, aber Du sanktionierst es. Und es ist die Frage ob Du es sanktionierst, es annimmst. Aber das ist dann Deine Geschichte und das wird nicht meine Geschichte sein, wenn Du Dich überwältigen lässt davon. Wenn Du eingehst darauf: Du gehst darauf ein. Das nehme ich Dir übel. Du gehst darauf ein, und gibst ihm dadurch den Weg frei. Du willst der sein, der dran zuschanden wird, aber ich kann das nicht gutheissen, denn Du kannst es ändern. Du willst, dass die Schuld haben an Dir, und das werde ich nicht hindern können, dass [Du] es willst. Verstehst Du mich einmal, von *[unleserliches Wort]* aus: ich glaube nicht, dass die Welt sich ändern kann, aber wir können es und ich wünsche, dass Du es kannst. Hier setze den Hebel an. Nicht der »Strassenfeger« kann es weg[fe]gen, sondern Du kannst es, Du allein. Du wirst sagen, ich verlange zuviel von Dir für Dich. Das tue ich auch. (Aber ich verlange es auch von mir für mich, darum wage ich es, Dir das zu sagen). Man kann nichts anders verlangen. Ich werde es nicht ganz erfüllen können und Du wirst es nicht ganz erfüllen können, aber auf dem Weg zu dieser Erfüllung wird vieles wegfallen.

Versteher von wem nur in der das so ich
sich
156 nicht lasse

Ich bin oft sehr bitter, wenn ich an Dich denke, und manchmal verzeihe ich mir nicht, dass ich Dich nicht hasse, für dieses Gedicht, diese Mordbeschuldigung, die Du geschrieben hast. Hat Dich je ein Mensch, den Du liebst, des Mordes beschuldigt, ein Unschuldiger? Ich hasse Dich nicht, das ist das Wahnsinnige, jedoch wenn je etwas gerade und gut werden soll: dann versuch auch hier anzufangen, mir zu antworten, nicht mit Antwort, sondern mit keiner schriftlichen, sondern im Gefühl, in der Tat. Ich warte darauf, wie auf einiges andre, keine Antwort, keine Entschuldigung, weil keine Entschuldigung ausreicht und ich sie auch nicht annehmen könnte. Ich erwarte, dass Du, [indem] Du mir hilfst, Dir selbst hilfst, Du Dir.

Ich habe Dir gesagt, dass Du es sehr leicht hast mit mir, aber so wahr das ist - es ist auch wahr, dass Du es schwerer haben wirst mit mir als mit irgendeinem anderen. Ich bin glücklich, wenn Du auf mich zukommst im Hôtel du Louvre, wenn Du heiter und befreit bist, ich vergesse alles und bin froh, dass Du heiter bist, dass Du es sein kannst. Ich denke viel an Gisèle, wenn es mir auch nicht gegeben ist, das sehr laut werden zu lassen, am wenigsten ihr gegenüber, aber ich denke wirklich an sie und bewundere sie für eine Grösse und Standhaftigkeit, die Du nicht hast. Das musst Du mir nun verzeihen: aber ich glaube, dass ihre Selbstverleugnung, ihr schöner Stolz und ihr Dulden vor mir mehr sind, als Dein Klagen. Du genügt ihr in Deinem Unglück, aber Dir würde sie nie in einem Unglück genügen. Ich verlange, dass ein Mann genug hat an der Bestätigung durch mich, aber Du billigst ihr das nicht zu, welche Ungerechtigkeit.

Schneft - Wort / Gefühl - Text

192 Ingeborg Bachmann an Paul Celan, Basel, 24. 10. 1961

24 - 10 - 61

Mein lieber Paul
jeden, fast jeden, Abend habe ich versucht, weiterzuschreiben an dem langen Brief. Ich kann ihn jetzt nicht abschicken, da er zu

vielen möchte. Lieber möchte ich ihn nach Paris mitbringen, und ergänzen im Gespräch und ihn ergänzen lassen von Dir. Damit etwas klarer wird, das allein Dich und mich betrifft. Missverständnisse, die Du annimmst, sehe ich nicht; ich dachte bloss, als keine Nachricht mehr kam, meine Bücher hätten Dir missfallen. -

Ich kann Dir im Augenblick noch kein Datum nennen. Bis zum 5. oder 7. November - bis die Theaterarbeit für Max vorbei ist - ist Kommen nicht möglich. Und ich kann nur allein nach Paris fahren, weil Max sehr erschöpft ist, dann noch erschöpfter sein wird und die sofortige Rückreise nach Rom für ihn, in jeder Hinsicht, notwendig ist.

Ich hoffe sehr, daß es Dir besser geht, wünsche es Dir sehr und schreibe nächste Woche, wann ich kommen kann!

Vielmals grüße ich Gisèle.
Ingeborg

193 Ingeborg Bachmann an Paul Celan, Rom, 5. 12. 1961

5 - 12 - 61
Via de Notaris 1 F
Roma

Lieber, lieber Paul,
wohl jeden Tag habe ich schreiben wollen, aber unsere Rückreise, und für mich noch eine Reise dazwischen, haben mich zu nichts kommen lassen; wenn ich wenigstens noch, wie es andre können, einen Brief schreiben könnte in einer Stunde oder an einem Abend - aber es ist seit langem schon wie eine Krankheit, ich kann nicht schreiben, bin schon verkehrt, wenn ich das Datum hinsetze oder das Blatt in die Maschine ziehe.

Ich möchte und ich wünsche, daß es Dir endlich besser geht, daß Dich mehr Gesundheit bewahren könnte, oder, mehr noch, eine neue Fassung und Gefasstheit Dir die Gesundheit ganz wieder geben könnten.

Oft kommt mir vor, daß Du auch schon weißt, wieviel an Dir liegt und daß Du Dich von da her fassen kannst, wo Du Dich einstechst.

Das Briefgeheimnis der Gedichte

Poetologisches Nachwort

»Mein Leben ist zu Ende, denn er ist auf dem Transport im Fluß ertrunken«, sagt das Traum-Ich vom Fremden mit dem schwarzen Mantel in Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* (1971): »er war mein Leben. Ich habe ihn mehr geliebt als mein Leben« (IBW 3, 195). Im April 1970 hatte sich Paul Celan in die Seine gestürzt und war ertrunken. Bachmanns Roman erinnert in der »Legende der Prinzessin von Kagran« und im Traum-Kapitel an die Liebe zu Paul Celan. Das Wort »Transport«, aus dem Vokabular der NS-Vernichtungsbürokratie, bringt seinen Selbstmord mit der Katastrophe der Judenvernichtung in Verbindung. Die nach Celans Tod in den entstehenden Roman eingefügten Teile – die »Legende« und die Traum-Szenen im Kapitel »Der dritte Mann« – sind eine Gedächtnisschrift für den einstigen Geliebten, ein Gewebe von Zitaten aus Celan-Gedichten und aus biographisch signifikanten Erinnerungen wie dem schwarzen Mantel oder der singenden Stimme des Fremden.

»Ich möchte das Briefgeheimnis wahren. Aber ich möchte auch etwas hinterlassen«

Die Liebesbeziehung zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan stellt eines der dramatischsten Kapitel der Literaturgeschichte nach 1945 dar. Durch den hier edierten Briefwechsel wird die literarische wie die geschichtliche Dimension der Beziehung zwischen den beiden bedeutenden deutschsprachigen Dichtern in ihrem ganzen Ausmaß erkennbar. Es sind symptomatische Schriften, deren Geheimnis im Problem von Schreiben und Autorschaft nach Auschwitz liegt. Das »Exemplarische« ihrer Beziehung und ihres Briefwechsels (Nr. 18 u. 19) ist beiden Schreibenden bewußt gewesen. Indirekt bereits im ersten Gedicht, »In Ägypten«, dann in späteren Briefen direkt ausgesprochen, führt diese Frage zum zentralen Motiv des Briefgeheimnisses im letzten Kapitel von *Ma-*

lina. Ähnlich wie Celan mit dem Topos der Literatur als Flaschenpost gab Bachmann der Rätselfrage des Privaten und Persönlichen in der Literatur eine grundsätzlichere, existentielle Wendung. In den Briefen ist ihrer beider je einmalige »Stimme« und »Stummheit« aufbewahrt, nur schutzloser und preisgebener noch als im Briefgeheimnis der Gedichte, widersprüchlicher auch und dramatischer, weil hier *zwei* sterbliche »Seelenwesen« (GW III 177) miteinander und gegeneinander ihren Weg suchen, jedes mit seiner einmaligen Herkunft und Geschichte geschlagen.

»Seht, ich schlaf bei ihr!«

»Der surrealistische Lyriker Paul Celan« habe sich »herrlicherweise« in sie verliebt, schreibt Ingeborg Bachmann am 20. Mai 1948 ihren Eltern. Ihr Zimmer sei »ein Mohnfeld«, denn er liebe sie »mit dieser Blumensorte zu überschütten« (Nr. 1/Anm.). Drei Tage später widmet ihr Celan das Gedicht »In Ägypten«, ein Liebesgedicht, das den Briefwechsel eröffnet (vgl. Abb. 11).

Bachmann und Celan begegneten einander im Nachkriegs-Wien, wo sie Philosophie studierte und er sich nach der Flucht aus Rumänien als »displaced person« aufhielt. Nie hätten sie einander finden können, wenn Bachmann sich nicht schon vorher aus der von Nationalsozialismus und Krieg bestimmten Vater-Welt ihrer Herkunft zu befreien begonnen und sich als Jugendliche aus der völkischen Gemeinschaft der NS-Zeit absentiert hätte. Das Lesen und Schreiben wurde zur inneren Emigration. Mitten in der Zeit des »Totalen Kriegs« stellte die Siebzehnjährige in einer historischen Erzählung der mörderischen NS-Politik die Idee einer die Grenzen überschreitenden Sprache und ihre Utopie der Brücke entgegen. Auf dem Terrain des Heimatromans erschuf sich die Schülerin jenes Andere, das ihr die in der Nazi-Zeit verborenen Bücher bedeuteten. Im Tagebuch nennt sie bei Kriegsende »Thomas Mann und Stefan Zweig und Schnitzler und Hofmannsthal« (PNIB), die in ihr den »Glauben an das ›Andere‹ befestigt« haben, von dem sie sich nie mehr abbringen lassen wollte (Nr. 26).

Nach der Befreiung durch die Alliierten im Frühsommer 1945 bekam sie Kontakt zu einem Offizier der Royal Army, einem jungen jüdischen Intellektuellen, der aus Österreich ins englische Exil geflüchtet war und nun mit der Befreiungsarmee – und nur als Befreiung konnte sie den Sieg der Alliierten verstehen – zurückkehrte. In der Freundschaft mit ihm wurde ihr bewußt, was es in Österreich auch nach dem Ende der Nazi-Herrschaft, nach dieser »Katastrophe«, hieß, »mit dem Juden gehen« (PNIB): Er, Jack Hamesh, bestärkte sie in ihrem Wunsch, Philosophie zu studieren. Als Studentin kam sie dann über Innsbruck und Graz nach Wien, nicht zuletzt ihres eigenen Schreibens wegen. Davor schon hatte sie Kontakt zu literarischen Institutionen in Wien aufgenommen. Sie setzte dort ihr Philosophiestudium fort. Im September 1947 machte sie die Bekanntschaft von Hans Weigel, dem bekannten, aus dem Exil nach Wien zurückgekehrten Schriftsteller und Literaturförderer. Mit ihm ging sie eine sehr freie Lebensgemeinschaft ein, die weiter fortbestand, als die Beziehung mit Paul Celan im Mai 1948 ihren Anfang nahm.

Celan, 1920 in Czernowitz in einem jüdischen Elternhaus geboren, war um entscheidende sechs Jahre älter als Bachmann. Seine Eltern waren in einem deutschen KZ umgebracht worden, er hatte in einem rumänischen Arbeitslager überlebt. Nach dem Krieg ging er nach Bukarest, arbeitete dort, in vielen Sprachen und Literaturen zu Hause, als Übersetzer und schrieb weiter an seinem literarischen Werk. 1947 erschien die »Todesfuge« auf Rumänisch. Im Dezember 1947 flüchtete er, gelangte über Ungarn nach Wien, wo er schon von Bukarest aus mit seinen Gedichten angekündigt worden war. Alfred Margul-Sperber, Celans rumänischer Mentor, nannte seine Gedichte in einem Brief an Otto Basil, den Herausgeber des »Plan«, der wichtigsten Literaturzeitschrift im Nachkriegs-Österreich, »das einzige lyrische Pendant des Kafkaschen Werkes« (9. 10. 1947), eine Einschätzung, die das »Gedächtnisbuch« – der spätere Lyrikband *Der Sand aus den Urnen* – indirekt als Gedächtnis der jüdischen Katastrophe würdigte.

Bei der im Mai 1948 beginnenden Beziehung zwischen der angehenden Dichterin und dem Autor, der, wie es ihm die Notiz zu den im Frühjahrsheft des »Plan« abgedruckten siebzehn Ge-

dichten bescheinigt, »das wichtigste deutsche Gedichtbuch dieser letzten Dezennien« (Margul-Sperber) geschrieben hat, ist neben der gänzlich anderen Herkunft und neben der kulturellen Isolation der Jugendlichen in der NS-Zeit und in der Kärntner Provinz auch der Altersunterschied mitzudenken. Celan ist 27 Jahre alt, wenn er das Gedicht »In Ägypten« schreibt, sie ist damals 21. Sechs Jahre später wird sie, als sie so alt ist wie er bei ihrer Begegnung in Wien, die Gedichte für ihren zweiten – und letzten – Lyrikband *Anrufung des Großen Bären* (1956) schreiben.

Autorschaften

»In Ägypten« (Nr. 1) verkündet neun Gebote der Liebe und des Schreibens nach der Shoah. »Du weißt auch«, schreibt ihr Celan in einem späteren Brief zu diesem Eingangs-Gedicht ihrer Beziehung, »Du warst, als ich Dir begegnete, beides für mich: das Sinnliche und das Geistige. Das kann nie auseinanderreten, Ingeborg« (Nr. 53). »In Ägypten« spricht vom Schmerz über den Tod der einst und immer geliebten jüdischen Frauen – »Ruth! Noemi! Mirjam!«, und es bestimmt den neuen, festlichen Bund: Erinnerung an die Toten in der Liebe »zur Fremden«, wodurch jede bisherige Liebe überstiegen wird – »Du sollst die Fremde neben dir am schönsten schmücken. / Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam und Noemi. / Du sollst zur Fremden sagen: / Sieh, ich schlief bei diesen!« Das Gedicht, eine utopische Blasphemie gegenüber den geläufigen historischen und religiösen Übereinkünften, beauftragt das angeredete männliche Du mit dem Totengedächtnis. Die neun Gebote regeln die Beziehung zu den jüdischen Frauen, und »die Fremde« wird als Medium der Verbindung zu den Toten eingesetzt, sie ist geliebte Person und Sprache in einem. Unter dem Titel »In Ägypten« steht die Widmung: »Für Ingeborg«, am Ende stehen Ort und Datum des Gedichts: »Wien, 23. Mai 1948«.

In dem beinahe zehn Jahre späteren Brief an Ingeborg Bachmann (Nr. 53) kommt Celan auf dieses Eingangs-Gedicht ihrer Beziehung zurück. Er schreibt ihr, daß er, sooft er »In Ägypten«

liest, sie »in dieses Gedicht treten« sieht. Das Gedicht ist für ihn eine Schwelle zwischen den Getrennten, »die Fremde« als die geliebte Frau ist sein »Lebensgrund«, und sie sei und bleibe »die Rechtfertigung« seines »Sprechens«. In einer ähnlichen Rolle wie »die Fremde« in Celans Gedicht konnte sich die angehende Autorin 1951 in einem Schlüsselroman – *Unvollendete Symphonie* – sehen, den ihr damaliger Lebensgefährte Hans Weigel über eine junge Künstlerin aus der österreichischen Provinz schrieb. Sie, »die junge Ingeborg Bachmann«, wie Weigel die später berühmte gewordene Autorin in einer Neuauflage des Romans (1992) entschlüsselte, habe dem Überlebenden den Sinn seines Überlebens und seiner Rückkehr bewiesen. In Weigels Romantext ist sie die Beschriebene und Besprochene, auch wenn sie hier selbst als Ich des Romans spricht: »Ich habe so viel von deinen Toten gewußt – [...] Ich habe verstanden, was es für dich bedeutet, sie so mit mir lebendig zu machen [...]. Und ich habe gesehen, wie dich die Bitterkeit darüber, daß sie nicht mehr da sind, nicht losläßt« (S. 74). Bei Hans Weigel – mit ihm führte Bachmann den zweiten größeren Briefwechsel der Wiener Jahre – findet sich bereits die Einsicht in eine gegenseitige Fremdheit, an der die beiden Protagonisten zwar keine persönliche Schuld tragen, die sie aber »unwiederholbar und unüberwindlich« scheidet. Sie, die Vertriebenen und Ermordeten, sind es, die »nicht hiergewesen« sind: »Das, das, unterscheidet uns. Unsere Angst ist nicht eure Angst. Unser Gerettetsein ist nicht euer Gerettetsein« (S. 183).

➤ Weigel läßt die Frau mit *seiner* Stimme sprechen, es gibt in seinem Roman keinen Ort für *ihre* Stimme, und es gibt nicht das Problem einer weiblichen Autorschaft, so daß hier nicht vorhanden ist, was den Briefschriften und Textschriften von Bachmann und Celan ihre Dramatik verleiht, was dort die tiefreichende Störung der Kommunikation bedingt, das Sprechen am Rande des Erstickens, die verborgenen und offenen Schuldzuweisungen, die Mißverständnisse, die »Einbrüche von Schweigen« (Nr. 191) und das ganze Register eines symptomatischen Sprechens. »Schwere«, »Dunkel«, »Schweigen« und »Schuld« sind Leitwörter des Briefgesprächs, das sich immer wieder erhellen will, nicht verstummen möchte, wodurch die thematischen Wörter in der

Geschichte des Briefwechsels die verschiedensten Modulierungen, Differenzierungen und Veränderungen durchlaufen. »Nur sage ich mir manchmal, daß mein Schweigen vielleicht verständlicher ist als das Deine, weil das Dunkel, das es mir auferlegt, älter ist«, schreibt Celan am 20. August 1949 (Nr. 9).

Zweifellos war Celans »Dunkel« älter, aber sie wollte auch *ihren* Dunkel verstehen, *ihre* »Ängste«, wie eines ihrer schaurigsten Gedichte aus dem Jahr 1945 heißt, und sie bestand auf ihrer anderen Utopie, die nicht aufging in der »der Fremden« von Celans »In Ägypten«. Einen Begriff dieser anderen Geschichte, eines anderen Dunkels, einer anderen, weiblichen Geschichte der Autorschaft und einer anderen Utopie wird das »In Ägypten« ihres Romans *Das Buch Franzä* vermitteln. Aber das Bestehen auf ihrer Differenz bedeutet nicht, daß für Bachmann jemals die NS-Vernichtung aufgehört hätte, der Mittelpunkt und Kulminationspunkt aller bisherigen historischen und privaten Verbrechen zu sein. Vom Beginn ihrer Begegnung in Wien bis über seinen Tod hinaus hat sie Celan im eigenen Schreiben wie im unermüdlichen Bemühen für seine Gedichte als Zeugen der Vernichtung bezeugt. Bachmanns Briefe dokumentieren die vielfältigen Aspekte dieses in der Diskussion der Erinnerungskultur der Shoah »sekundäre Zeugschaft« (Lydia Koelle) genannten Auftrags: als Leserin von Celans Gedichten, als Strategin bei der Vorbereitung seiner öffentlichen Wirkung, als Schreibende, die sich auf seine Bilder der Shoah bezieht, als Dozentin der Poetik-Vorlesungen in Frankfurt, in ihrer *Todesarten*-Prosa. Sie glaubt, sie könne seine Gedichte »besser lesen als die anderen«, weil sie ihm »darin begegne«: »Immer geht's mir um Dich, ich grübele viel darüber und sprech zu Dir« (Nr. 5). Sie übernimmt seine Chiffren in die eigenen Briefformulierungen und den Lebensalltag und hält so seine Gedichte lebendig, indem sie Teil ihrer Existenz werden. »Ich lebe und atme manchmal nur durch sie«, schreibt sie und fügt mit einem Gedichtwort aus »Wasser und Feuer« dazu: »denk, daß ich war, was ich bin« (Nr. 26).